

Letzte Blicke auf ein Leben beim Fluss

LOCARNO FESTIVAL
Ein Goldener Leopard für den traurigsten Film im Wettbewerb: Der Dokumentarfilm «Mrs. Wang» des chinesischen Künstlers Wang Bing erhält den Hauptpreis in Locarno. Notizen zum Abschluss des Festivals.

Vor ein paar Tagen versuchte eine Mutter, ihren Kindern das Programm des Locarno Festival zu erklären. Sie sagte: «Da werden sehr, sehr kritische Filme gezeigt, über den Krieg, was eben heute so aktuell ist.» Die Kinder schauten ein bisschen traurig; sie wussten: Das wird nichts mit Filmgucken in Locarno.

Es hätte zwar das Locarno-Kids-Programm gegeben – dies nur als Hinweis für andere Mütter und für andere Jahre, es ist die Sektion mit Animationsfilmen wie «Zombillénium» über einen Vergnügungspark mit «nur echten Werwölfen, Vampiren und Zombies», wie es in der Ankündigung heisst. Hier sehnt sich ein Kontrollbeamter, der von Francis, dem Vampir, gebissen wurde, nach seiner kleinen Tochter, die auf seine Rückkehr in die «wirkliche» Welt wartet.

Aufgeschminkte Wunden

Auch wir waren die letzten zwölf Tage so eine Art Kontrollbeamte im Festivalbetrieb von Locarno. Die Kinos waren unsere Schaubuden; die Welt gab es dort aber in der Erwachsenenversion. Man sah, wie die Regisseurinnen und Regisseure sich im Wettbewerb und auch in den anderen Sektionen eine Vorstellung über die Gegenwart machten, und vieles war dort auch nicht so ganz echt. Die Wunden zum Beispiel, die der Schweizer Dominik Locher in seinem Wettbewerbsbeitrag «Goliath» seinen Figuren gab, waren nur aufgeschminkt – auch von der Geschichte eines kleinen Mannes auf Anabolika, der mit seinem Vatersein nicht zurechtkommt, blieb nichts haften.

Die Wirklichkeit ist jedoch manchmal so, wie der chinesische Regisseur Wang Bing sie in seinem Film «Mrs. Wang» zeigt. Er begleitet eine alte Frau mit seiner Kamera in ihrem Sterben. Die Frau ist die Mutter von einem seiner Freunde; die Familie gab dem Regisseur auch ihr Einverständnis für die Aufnahmen. Ganz nah geht die Kamera an das Gesicht der alten Frau heran; sie blickt zu uns, wie sie zu den anderen Menschen in der Wohnung blickt, wo ihr Krankenbett steht, und auch wir können nicht helfen – wie niemand mehr ihr helfen kann – das Leben ist an ein Ende gekommen.

Ohne Pflaster

Wir sehen, wie die Familie in den letzten Tagen um sie ist; man spricht zu ihr, hält ihre Hand, netzt den Mund. Aber wir sehen auch, wie das Leben für die Fami-

«Ich filme meist einfache Menschen.»

Wang Bing

lie weitergeht: Man raucht, schaut fern, tut manchmal auch recht ungeniert angesichts des Sterbens der alten Frau. Die Männer gehen fischen, und mehr als Weissfische bringen sie aus dem Gewässer nicht heraus. Die Weissfische, so scheint es, sind schon im Wasser tot. Auch das Leben in China, weitab von den grossen Städten, gleicht vielleicht diesem Fluss.

Es sind Bilder, die bleiben: voller Schmerz, auch ohne Ausweg und Hoffnung. Es hat in diesem Wettbewerb freundlichere Filme gegeben – John Carroll Lynchs «Lucky» mit dem grossen alten Schauspieler Harry Dean Stanton gehört dazu, auch dies ist eine Geschichte über einen Abschied



Blick hinter die Wirklichkeit: Wang Bing mit dem Pardo d'Oro auf der Piazza Grande in Locarno.

Keystone

vom Leben – geprägt von einer heiteren Melancholie. Dazu hat es oberflächlich politische Filme gegeben, wie «Did You Wonder Who Fired the Gun?» des Amerikaners Travis Wilkerson über den virulenten Rassismus in den Südstaaten – gestern wie auch heute.

«Mrs. Wang» aber hat von der Jury unter dem Vorsitz des Regisseurs Oliver Assayas den Hauptpreis des Locarno Festival bekommen – es ist ein Entscheid, der für das Kino der Wirklichkeit spricht, das wehtut und nur ohne Pflaster zu bekommen ist.

Einen Spezialpreis der Jury bekommt die brasilianisch-französische Co-Produktion «As boas maneiras» von Juliana Rojas und Marco Dutra. Hier sind wir ganz wieder auf der Seite der Illusion. Der Film erzählt die Geschichte, wie der Werwolf in São Paulo auf die Welt gekommen ist – politische und soziale Bezüge fehlen hier aber nicht. Der Leopard für die beste Regie geht hingegen an den französischen Punk-Regisseur F.J. Ossang für seinen Film «9 Doigts», der albraumhaft sicher mit dem Genre des Film noir spielt: zu sehen ist ein Bildgedicht.

Sehr leuchtend

Beste Schauspielerin ist Isabelle Huppert für ihre Rolle in «Madame Hyde» von Serge Bozon, es gibt wohl keine Frau, die erleuchteter die Rolle einer Lehrerin, die von einem Stromschlag getroffen wurde, spielen könnte. Ihr männliches Pendant ist Elliott Corsette für seine Darstellung eines sehr kalten Charakters in «Vinterbrodre» von Hlynur Pálmason.

Die Schweiz ging an dieser 70. Ausgabe des Filmfestivals von Locarno nicht ganz leer aus: «Dene vos guet geit», das Debüt von Cyril Schäublin, bekommt eine spezielle Erwähnung in der Kategorie der ersten Filme. Dort stehen Menschen in der Zürcher Stadtlandschaft umher, die sich partout nicht mehr an die Titel der Filme, die sie gesehen haben, erinnern mögen. Das ist nicht sehr kritisch, aber sehr, sehr schön.

Stefan Busz

Identität und Eulenspiegelerei

LUCERNE FESTIVAL Ein reich orchestriertes Wochenende brachte das Lucerne Festival auf Fahrt in den weiten Musikozean. Das Lucerne Festival Orchestra dampfte durch die Tonwelt von Richard Strauss, eine neue Kammeroper setzte den Kontrasttupfer.

Das Eröffnungskonzert des Lucerne Festival Orchestra unter seinem Chefdirigenten Riccardo Chailly war Arturo Toscanini gewidmet und erinnerte damit an den 1867 geborenen Mitbegründer und an den antifaschistischen Geist des ersten Festivals im Jahre 1938. Schlecht dazu passen wollte, dass ausgerechnet Werke von Richard Strauss auf dem Programm standen, dessen unrühmliche Rolle im Dritten Reich ja nicht auszublenden ist.

Wer wir sind

Toscanini selber allerdings war gespalten. «Vor Richard Strauss, dem Komponisten, ziehe ich den Hut, vor Richard Strauss, dem Menschen, setzte ich ihn wieder auf», war seine Haltung, die einem als gar elegant allerdings wiederum problematisch erscheinen mag. Auf die Frage, wer Richard Strauss war, gibt es keine einfache Antwort: Die Frage der Identität stellt sich gerade hier auch im inneren Bereich des Künstlertums.

Das Stichwort «Identität» hat sich das Lucerne Festival diesen

Sommer auf die Fahne geschrieben, und um dieses Thema kreisten auch die Reden zum Eröffnungsfestakt. In der Verantwortung für die Zukunft der klassischen Musik sieht der Präsident Hubert Achermann die Raison d'être des Festivals. Bundesrat Alain Berset griff das Stichwort für eine humorvolle, vor allem aber staatsmännische Rede über die Identität des Landes auf und definierte sie als Work in Progress, als fortgesetzte Selbsterfindung, die das Wesen der Freiheit sei.

Der Publizist Iso Camartin schritt den weiten Parcours der Identitätsproblematik im Persönlichkeitshaushalt der Menschen (auch der Anwesenden in Festkleidung) ab, sprach von Identitätsfürsorge und Identitätsreparatur und davon, dass die besten Hüter «beseligender Identitäten» die Liebenden seien. Schliesslich charakterisierte er künstlerische Lebenswerke in ihrer Unverwechselbarkeit als die «Hochformen von Identität».

Am Beispiel von Richard Strauss führe Camartin dies wei-

ter aus. Ihm sei es gelungen, «über ein langes Leben hinweg, in dessen Zeitspanne ganze Tonsysteme und Hörgewohnheiten vollkommen revolutioniert wurden, sich selbst treu zu bleiben und in seinem kompositorischen Stil jener «ganzen Kerl» zu bleiben, der er als Musiker immer sein wollte».

Sich selber treu

Eine andere Frage ist freilich, wie weit man sich mit diesem «ganzen Kerl» identifizieren mag. Camartins Aussage aber bestätigten im Eröffnungskonzert drei Tondichtungen, auch wenn sie innerhalb der kurzen Zeitspanne von weniger als einer Dekade entstanden. Aber es waren Jahre des Umbruchs, weg von der wagnerschen Erlösungsmusik, die noch über «Tod und Verklärung» waltet, hin zum anarchischen Mutwillen mit «Till Eulenspiegels lustige Streiche» und zu Nietzsches Philosophie mit «Also sprach Zarathustra». Über den Umschwung hinweg behalten überquellende Verarbeitungskunst, Raffinement und melodischer Schwung ihre Signatur. Und im Konzert schloss sich der Tanz der Salome, zehn Jahre später entstanden, wenn auch mit noch gesteigerter Brill-

lanz, Kraftentfaltung und sinnlicher Suggestion nahtlos an.

Als Zugabe gespielt, war dieses Stück auch der Höhepunkt eines spektakulären Konzerts, und vor Riccardo Chailly und seiner fantastischen Gefolgschaft zog man begeistert den Hut. Man genoss die Verve des satten Streicherklangs und die koloristischen Effekte in allen Mixturen zwischen Burleske und Grabesklängen. Zu erleben waren höchste solistische Prägnanz und vor allem auch die viel gerühmte kammermusikalische Intensität dieses Orchesters in manchen intimen und zarten

Passagen von den «Hinterweltlern» zum schimmernden Aufsteigen des Verklärungsthemas, vom duftigen «Tanzlied» des «Zarathustra» bis zum ironisch-melancholischen Epilog des «Till».

Die Magie der Oper

Klänge und Geräusche des Synthesizers, an Madrigale erinnernde Gesänge, stampfende Pop-Rhythmen sind die Sound-Collage der Kammeroper «Black out» des Holländers Michael van der Aa (*1970). Aber im Vordergrund stehen mit expressivem Rezitativgesang die beiden Figu-

ren mit ihren traumatischen Erlebnissen, die Sopranistin Miah Persson agiert auf der Bühne, der Bariton Roderich Williams ist nur auf der Leinwand präsent: Mutter und Sohn begegnen sich so nur virtuell – in der wechselseitigen, berührend innigen Erinnerungsarbeit. Sie geht unter die Haut, und dies mehr als sprichwörtlich: Van der Aa, Komponist und spezialisiert auf digitale Effekte, 3-D- und Live-Video, kreiert eine Bühne, auf der virtuelle Bilder und Theaterraum so verschmelzen, dass man sich (mit 3-D-Brille ausgerüstet) wie im Fantasy-Kino auch mal vor heranfliegenden Steinen duckt, aber umgekehrt auch die reale Bühnenfigur als Teil der digital erzeugten Bildmagie erlebt.

Da verschwimmt auch die Grenze von Bühne und Zuschauer-erraum, und das ist nicht nur effektiv, sondern zieht hinein und führt in seelische Tiefenschichten, in denen auch die poetische Vorlage, Gedichte der südafrikanischen Dichterin Ingrid Jonker (1933–1965), ihre Leuchtkraft entfaltet. Mit den Mitteln auf der Höhe der Zeit ist «Blank out» Musiktheater im alten Sinn der Oper und ihrer bewegenden Identifikationszauber.

Herbert Büttiker



Steine wirbeln durch den Raum – «Blank out» ist eine Oper, die in einem 3-D-Video-Bühnenbild spielt.

Marco Borggreve